Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 4 (1936-1937)
Heft: 1

Artikel: Lob der Selbsteinkehr
Autor: Morente, Manuel G.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-759032

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Lob der Selbsteinkehr

Von Manuel G. Morente

Seit Friedrich Nietzsche im Namen der Philosophie nicht nur die fernsten, sondern auch die nächsten Dinge in den Kreis seiner Betrachtung zog, hat die europäische Moralistik einen neuen Aufschwung genommen. Eine Reihe von spanischen Intellektuellen hat dadurch besonders wirksame Impulse empfangen. Die N.S.R. hat ihren Lesern seit Jahren zahlreiche Beispiele dieser Art vermittelt: wir erinnern nur an die Beiträge aus der Feder von José Ortega y Gasset und Eugenio d'Ors. Auch der Verfasser der nachfolgenden Studie spricht in diesen Blättern nicht zum erstenmal: von Manuel G. Morente, Professor der Ethik an der Madrider Universität, Uebersetzer Kants, Oswald Spenglers und Hermann Keyserlings, brachte die N.S.R. bereits im Dezember 1929 die Mediation „Philosophie und Weiblichkeit". War jene Rede an die Madrider Frauenschaft gerichtet, so sind seine diesmaligen Ausführungen aus einem Vortrag in Buenos Aires hervorgegangen und gewidmet Donna Elena Sansinena de Elizalde. Der authentische Titel der Studie lautet: „Ensayo sobre la vida privada". Unsere freie Uebertragung des Titels bezieht ihr Recht z. T. von dem Umstand, dass wir, von Einzelheiten abgesehen, auch das ganze Mittelstück wegliessen, wodurch eine gewisse Unebenheit entstanden sein mag, die dem Original fremd ist. Aber auch in unserer gekürzten Form wird die gebildete Simplizität Morentes nicht unverständlich sein. Wem er aber noch zu verbindlich vorgehen sollte, dem unterbreiten wir das vorwegnehmende Wort des radikalsten aller Psychologen, der vor 300 Jahren schrieb: „Tout le malheur des hommes vient d'une seule chose, qui est de ne savoir pas demeurer en repos dans une chambre". (Pensées de Blaise Pascal. Texte de Léon Brunschwig. Nr. 139) F.E.

Nie verlief das Leben so geräuschvoll wie heute. Ohne Zweifel wollten die Menschen aller Zeiten — von seltenen und bemerkenswerten Ausnahmen abgesehen — vor allem leben. Heute aber wird der Durst nach Leben, der Wille zum Leben in alle Windrichtungen ausgerufen. Es ist nicht erwiesen, dass diese Ausbrüche des Lebens einer echten Verstärkung des Lebenstriebs entspringen. Wer am meisten von etwas spricht, begehrt es deswegen noch nicht am tiefsten. Marktplatz, Massenlärm und fieberhafte Tätigkeit können ebensogut einen Mangel an wahrer Lebenskraft verheimlichen: denn letztere bedeutet weder Rausch noch Brandung, noch Repetition. In diesen Tagen wie noch nie tönt und dröhnt das Leben. Es überschwemmt Strassen, Paläste, Hörsäle, Versammlungen und Aufmärsche. Die Heimlichkeit der Wohnung und die Einsamkeit der Bibliotheken sind preisgegeben. Unser heutiges Leben richtet sich nach aussen, von uns weg, in eine Oeffentlichkeit ohne Obdach.

Und gleichzeitig, infolge des Phänomens der Gegenseitigkeit, dringt die Oeffentlichkeit, dringt das Aussen durch alle unsere Poren in uns ein. Man könnte meinen, wir schämten uns, mit uns allein oder mit nur wenig anderen zu sein; oder wir hätten Angst, es mit uns allein zu tun zu haben und unsre eigenen Rechnungen zu begleichen. Mit einem Wort: unsre heutigen Gepflogenheiten ziehen das öffentliche dem privaten Leben vor. Deshalb sind diese Gepflogenheiten auch so anspruchsvoll und arrogant. Aber so wie der Balken nicht ächzt, ehe er nachgibt, so bedeutet der Lärm einer schrankenlos vorherrschenden Oeffentlichkeit nicht verstärkte, sondern umgekehrt verminderte Vitalität. Das Leben des Menschen ist von Wesen und Natur dasjenige des Individuums, dasjenige jeglicher Person. Das aber nennen wir richtigerweise das private zum Unterschied vom öffentlichen Leben, dessen übliche anonyme Formen allen und niemandem zugehören und im Grunde nur Verkürzungen, Verhärtungen und Veräusserlichungen darstellen des authentischen, d. h. individuellen Lebens. Zwischen den beiden Polen der zur Herde vereinigten Masse und der in Einsamkeit lebenden Person oszilliert die menschliche Existenz. In den kollektiven Lebensformen ruhen wir uns aus, unterstützt von den feststehenden Gebräuchen, Wertungen und Meinungen, die losgelöst von ihren Schöpfern sich schon gebrauchsbereit vorfinden, wenn wir selber auf dem Plan erscheinen. Aber jede Erneuerung des Lebens stammt aus dem Schosse der Person. Die Art erneut sich durch die Individuen. In unserer unbestochenen Einsamkeit schöpft Kraft und Atem alles, was den Dingen ein Gesicht aufprägt, damit wir erfüllen unsre ewige Bestimmung: uns zu formen und entformen im Laufe der Gezeiten, der Geschichte.

In dieser Arbeit — einem Essai in des Wortes wörtlicher Bedeutung — unternehmen wir eine Beschreibung der fundamentalen Formen des privaten Lebens: nicht dieses oder jenes historischen, sondern jedes privaten Lebens. Unsere Bemühung gilt dem Grundriss, der Struktur, den Kategorien des privaten Lebens. Das Thema ist unberührt, das Unterfangen daher höchst gewagt und zu betrachten, wie wir sagten, als Versuch. Vom Privatleben handelte man nie im Allgemeinen, sondern stets nur im Besondern. Die Historiker, die Romanschreiber, die

Sittenmaler schilderten das Privatleben bestimmter Epochen, Orte, Individuen. Unser Gegenstand ist aber ein ganz anderer. Wir suchen festzustellen die Züge, Eigenschaften des privaten zum Unterschied vom öffentlichen Leben, ferner einige der grundsätzlichen Formen, in denen jene Züge, Eigenschaften sich verwirklichen; schliesslich die Konsequenzen, die sich ergeben aus der schrecklichen Ueberschwemmung der fruchtbaren Privatbezirke durch die Oeffentlichkeit.

Schema.

Betrachten wir schematisch die Beziehung, das Verhältnis, worin zwei menschliche Wesen zu einander stehen können. Diese zwei Menschen können für einander Jedermann oder Jemanden bedeuten, d. h. sie können sich kennen oder sich nicht kennen. Das ergibt drei mögliche Situationen. Erstens: keiner kennt den andern. Zweitens: beide kennen einander. Drittens: einer kennt den andern, ohne von ihm gekannt zu sein. Unter „Kennen" verstehe ich ganz einfach das, was man gebräuchlicherweise darunter versteht. Danach bedeutet „einen Menschen kennen", wissen „wer er ist". Wenn ich weiss, wer Jemand ist, so hört er für mich auf, ein Jedermann zu sein und wird ein bestimmter Mensch. Wählen wir zuerst den ersten Fall: das Verhältnis, in dem zwei Menschen zu einander stehen, wenn keiner den andern kennt. Das ist der extreme, sozusagen reine Fall der Oeffentlichkeit. Diese Menschen können Beziehungen pflegen nur auf der Basis, die ihnen a priori gemeinsam, d. h. als Menschen ihrer Zeit und ihres Orts und somit keinem Einzelnen ausschliesslich zukommen. Es ist dies das Verhältnis, in dem wir zu den Vertretern der Autorität stehen, Aufsehern, Richtern, Magistraten, Funktionären; es ist ferner das Verhältnis, das wir zu den Vertretern eines Berufes unterhalten, Angestellten, Kaufleuten, Schaltermächtigen, Kellnern, Aerzten, Apothekern; es ist endlich das Verhältnis, in dem wir uns befinden gegenüber Leuten, die nichts vertreten als das menschliche Geschlecht, auf der Strasse, wenn wir ihnen den Vortritt lassen oder sie höflich um Verzeihung bitten, weil wir mit ihnen zusammengestossen sind. Was an diesen Menschen tritt nun dabei in Berührung, in Verkehr mit dem Mit-

menschen? Offenkundig ist der Teil unseres Wesens, der dabei sich äussert, der uneigenste, unpersönlichste an uns. Wenn ich mit einem Staatsfunktionär in Beziehung trete, bin ich nicht Ich, sondern irgend ein Bürger, und mein Gegenüber ist nicht einmal Herr XYZ, sondern ganz einfach der Staat. Oder wir sind Käufer und Verkäufer. Oder Kellner und Gast. Das will heissen, dass im öffentlichen Verkehr unsere unverwechselbare, eigentliche, einzige Persönlichkeit verschwindet und ersetzt wird durch ein allgemeines herrenloses Wesen. Im öffentlichen Leben treten in Beziehung nicht zwei menschliche Wesen, sondern zwei beliebige Exemplare einer sozialen Spezies als: Bürger, Beamter, Professionist. Wirkung und Rückwirkung im öffentlichen Verkehr sind also mechanisch und äusserlich, sozusagen durch die Bestimmung der sozialen Klassen bedingt und festgelegt. Man kann dabei die zweite von der ersten Etappe aus berechnen. Die Personen, welche den öffentlichen Verkehr eingehen, werden zu Sachen: sie verzichten auf ihr authentisches Wesen, welches verborgen bleibt unter dem offiziellen Mantel der Kollektivität. Der öffentliche Verkehr ist also wesentlich abstrakt. Er konfrontiert nicht Personen, sondern Konzeptionen, und wird dementsprechend geregelt durch Gesetz, Meinung und Sitte. Eine solche Regelung ist undenkbar, wenn die lebendig freie Individualität im Spiele steht. Denn dabei entspringen die Reaktionen dem Schosse eben dieser Individualität, die als solche einzig, unübersetzbar und unvorhersehbar ist. Man könnte aus demselben Grunde das öffentliche Verhältnis auch als konventionell bezeichnen. Aber dieser Ausdruck ist insofern unzutreffend, als er auf einen hypothetischen Pakt zwischen freien Menschen anspielt, wo wir doch gegenteils von einem Netz kollektiver Abstraktionen eingefangen werden, um den letzten Rest an Echtheit, Eigenheit und Persönlichkeit einzubüssen. Besser bezeichnen wir den öffentlichen Verkehr als anonym. Er ist es in der Tat, da sich ja dabei nicht zwei Personen begegnen, sondern zwei abstrakte Konzeptionen: nicht Ich und Du, sondern der Bürger und der Funktionär, der Kunde und der Berufstätige. Der Name, der sonst das Eigenste und Besonderste der Person symbolisiert, tut hier nichts zur Sache. Die sich öffentlich begegnen, sind nicht Du und Jener, sondern zwei Spezies als solche: Niemand. Die

öffentliche Beziehung ist eine Beziehung zwischen niemandem; sie ist abstrakt, mechanisch, anonym. Unsere Gesellschaft hat ein sehr bezeichnendes Symbol für den Uebergang vom öffentlichen zum privaten Verkehr erfunden: das Vorstellen. Beim Vorstellen nennen wir die Namen zweier sich begegnender Personen und fügen ein paar weitere Angaben bei, die geeignet sind, einem jeden ein vorläufiges Wissen vom andern zu vermitteln. Zwei Personen, die einander vorgestellt sind, hören auf, für einander anonym zu sein. Der Verkehr zwischen ihnen nimmt mit diesem Augenblick einen persönlichen Charakter an. Etwas von der Eigentümlichkeit eines Jeden dringt in die Eigentümlichkeit des Andern. Es beginnt zwischen ihnen etwas Besonderes, Eignes, Einziges: sie stehen sozusagen an der Schwelle des privaten Lebens.

Der zweite Fall unseres Schemas betraf zwei Personen, die sich kennen. Darin verdichten sich alle Seiten des privaten Lebens. Es begegnen sich nicht zwei Abstraktionen, sondern zwei reale Existenzen, zwei unverwechselbare Individuen, zwei wirkliche Personen. Unter der kollektiven, sozialen, professionellen oder politischen Hülle, welche sich um die authentische Persönlichkeit gelegt hat, keimt jetzt wenigstens etwas von Intimität — etwas von dem, was Einer wirklich ist, fühlt und begehrt — etwas von einem besondern, unübertragbaren Leben. Das Symbol der Vorstellung, der Bruch der Anonymität hat den Schleier zerrissen, unter dem wir öffentlich in der Welt herumlaufen. Das Hemmnis ist gefallen, das eine wirkliche Beziehung zwischen zwei wirklichen Personen verhinderte: das private Leben beginnt. Das private Leben ist dem öffentlichen also entgegengesetzt. Dieses ist abstrakt und anonym, jenes konkret und nominell. Wenn dieses abläuft in objektiven, kollektiven Regelungen für alle und niemanden, so beruht jenes auf einem gegenseitigen Sich-kennen, d. h. in der Offenbarung des Innern, Besondern, Eigenen und Einzigen, also der Intimität. Die reinste und vollkommenste Form der privaten Beziehung wäre also die restlose gegenseitige Durchdringung zweier Seelen. Dieser äusserste Fall kann freilich nie eintreten, denn die Seele ist letztlich undurchdringlich. So wie zwei physische Körper nicht einen und denselben Ort einnehmen können, ebensowenig können zwei Seelen bei allem Wunsch und aller Anstrengung

die prinzipielle Dualität aufheben, welche unweigerlich das Ich und das Du von einander scheiden. Das Extrem der privaten Beziehung, die völlige Durchdringung zweier Leben ist also unzugänglich, ist unmöglich. Aber, wie jede extreme Form, so erläutert und erleuchtet auch diese die verwandten mittlern Formen. Wir erkennen nun, dass das private Leben in unendlich vielen Abstufungen und Schattierungen verläuft — zwischen den beiden Polen der vollkommenen Oeffentlichkeit, wo die Person ganz verschwindet in der sozialen Uniform, und der vollkommenen Einsamkeit, wo die Person ihr authentisches Leben ohne Einschränkung auslebt. Die Breitengrade zwischen diesen beiden Polen werden bezeichnet durch ein Weniger oder Mehr an öffentlichen und privaten Tönungen je nach Ausmass und Dichte eines konkreten Lebens. Es gibt schmächtige Diminutivseelen, die nur von den Werten der Masse, die sich ihnen aufdrängt, zu leben wissen. Es sind die Leute, denen es nur wohl ist bei Gemeinplätzen und auf Marktplätzen — Leute, deren Sinnen und Trachten auf die landläufigen Typen und Doktrinen geht. Daneben sind die andern Tiefern und Selbständigern, die nur durch sich selber zu sich kommen wollen und das Allgemeine, Herrenlose, Anonyme als Verfremdung, als Verrat am eigenen Ich empfinden. Entsprechendes bemerken wir an den verschiedenen Epochen der Geschichte, die bald das private, persönliche, besondere Leben pflegen, bald sich erschöpfen in der Massenwiederholung vorwiegend allgemeiner und öffentlicher Lebensformen.

Noch bleibt der dritte Fall unserer Schemas übrig ;der Fall, da der eine vom andern gekannt wird, ohne ihn zu kennen. Das ist der Fall beim Ruhn. Der Mann, den die kennen, die er selber nicht kennt, ist der berühmte Mann. Diese Kenntnis (oder Unkenntnis) bei mangelnder Gegenseitigkeit wird ihrer Natur nach weder durch die Quantität noch die Qualität des Ruhms berührt. Des Ruhms kann viel oder wenig sein. Man kann sehr berühmt, d. h. vielen bekannt sein, mit denen man selber es nicht ist; oder man kann wenig berühmt, d. h. nur wenigen bekannt sein, mit denen man selber es nicht ist. Und der Ruhm kann gut oder böse sein. Aber viel oder wenig, gut oder böse — Ruhm bedeutet immer bekannt sein denen, die man selber nicht kennt. Lokalruhm ist Ruhm wie Weltruhm, und auch Berüchtigkeit ist

Ruhm in unserem Sinn. Und eben diese Mischung der öffentlichen mit der privaten Beziehung erklärt mehrere Eigenheiten des Ruhms, erklärt insbesondere das angenehm-unangenehme Doppelgefühl, das mit der Idee des Ruhms verbunden ist. Denn der Ruhm bewirkt eine zwiefache, nicht aber gegenseitige Beziehung, öffentlich für den einen und privat für den andern. Der berühmte Mann, der die nicht kennt, die ihn kennen, sieht diese aus dem Gesichtswinkel der öffentlichen Beziehung, d. h. nimmt nichts aus ihrem Leben in das seine auf, während diejenigen, die den berühmten Mann nach Namen, Angesicht, Kleidung und Gewohnheiten kennen, in ihr Leben etwas von dem seinen aufgenommen haben. Das bewirkt im berühmten Mann zunächst freudige Genugtuung darüber, dass sein persönliches Leben als solches im Leben andrer existiert, die für ihn diese Gültigkeit nicht haben. Aber diese freudige Genugtuung hat auch ihre Kehrseite. Der berühmte Mann gewahrt nicht ohne Bestürzung, dass infolge seiner Berühmtheit seine innerste Persönlichkeit, publiziert und entpersönlicht, sich in einen Massenartikel verwandelt. Denn in der Tat löst sich beim einseitigen Uebergang in die anonymen fremden Seelen das Leben des berühmten Mannes von dem Stamm, an dem es gross geworden, und verliert den fruchtbaren Zusammenhang mit dem schöpferischen Mutterboden. Sein Leben aber, das wurzellos herumirrt, ohne ein zugebornes Ich, ist nicht mehr Leben, sondern Sache. Das Leben des berühmten Mannes ist in gewisser Weise nicht mehr s e i n Leben, sondern e i n Leben: eine Sache. Aus diesen Gründen versteht man das angenehm-unangenehme Doppelgefühl, das mit der Idee des berühmten Mannes verbunden ist. Einerseits erhebt der Ruhm den berühmten Mann, der sich mehr fühlt als die andern, da ja sein Leben sozusagen eine Ausbreitung über das Leben vieler anderer erfährt, die er nicht einmal kennt. Anderseits aber erniedrigt der Ruhm den berühmten Mann, dessen Leben, ihm entrissen und veräussert, zum blossen Objekt der anderen wird.

Freundschaft.

Die Beziehung, die wir die private nennen, diese Kenntnis aus Berührung und Verkehr von Seele mit Seele, diese Durchdringung und dies Zusammenleben kann sich in drei Formen

kleiden: die Freundschaft, die Liebe und die Einsamkeit. Jede von ihnen besitzt ihr Ziel, ihre Gepflogenheiten und Bedingungen. Jede von ihnen färbt auf besondere Weise den gegenseitigen Verkehr, das gegenseitige Zusammenleben, gerichtet auf bestimmte Tätigkeiten. Wir werden diese drei Grundformen des privaten Lebens grundsätzlich beschreiben.

Freundschaft ist nur sekundär ein Gefühl. Die Gefühle laufen ab im Ich und vor dem Ich, die Freundschaft sieht auf das Du und besteht mehr im Handeln als im Fühlen. Aber in der Freundschaft wie in jeder andern Form des privaten Lebens ist das Handeln gegenseitig und bezieht sich nicht auf Sachen, sondern auf ein Du, und begründet somit eine lebendige Gegenseitigkeit. Darum ist in der Freundschaft jeder der beiden Freunde Subjekt und Objekt zugleich: jeder lebt für den andern. Was die Freundschaft an Gefühl enthält, wird ihr als ein Geschenk zuteil, das sie nicht gesucht hat. Der Freund betrachtet den Freund als Ziel in sich. Was Freunde für einander tun, geschieht ohne Berechnung und ohne Erwartung von Belohnung, ohne Beimischung von Interesse. Und da in der wahren Freundschaft beide Freunde also handeln, erfüllt sie die Seelen mit einer eigenen Glücksempfindung, die umso tiefer, je weniger erwartet und bezweckt sie eingetreten ist.

Freundschaft ist also mehr eine Form des Lebens als des Fühlens. Der Gefühlseinschlag kommt zur Freundschaft hinzu, macht sie aber nicht aus. Darum ist es so schwer, ihre Ursachen anzugeben: sie hat keine. Montaigne fand auf der Suche nach den Motiven seiner Freundschaft für La Boëtie schliesslich nur dieses: „Parce que c'est lui, parce que c'est moi". Freundschaft hebt allmählich an, ursachlos, durch fortgesetzte Anziehung, welche die Beziehung verengert, reinigt, von allem Egoismus läutert und schliesslich zwei Leben in klar lebendige Tatgemeinschaft versetzt. Jeder der beiden Freunde hilft dem andern in seinem Lebensunterfangen: zwei Lebensläufe haben sich gefunden, um in derselben Richtung fortzulaufen, ein jeder gestützt auf den andern. Aber sie gehen nicht in einander über, sondern ein jeder behält seine besondere Aufgabe und sein eignes Ziel. Es ist jedes Freundes tiefes und herzliches Anliegen, dem andern in der Verwirklichung seines Seins und Wesens, im Leben seines Lebens zu helfen, ohne jeden Versuch, seine Bahn

im mindesten zu ändern und in eine Richtung abzubiegen, die derjenigen fremd, die jener für sich erträumt. Wohl kann der Freund den Freund ermahnen. Wenn es sich aber um wahrhafte Freundschaft handelt, so ist diese Ermahnung Blüte freundschaftlichster Zartheit aus dem einzigen Wunsch und Sehnen, der andre möchte sein eignes tiefstes Sein verwirklichen.

Dergestalt enthüllt sich uns mit voller Klarheit der Sinn freundschaftlichen Verkehrs: er besteht in lebendiger Zusammenarbeit. Freundschaft will, dass der Freund im Leben seine eignen Wege gehe, dass er sich, seinem Geschick und Schicksal treu bleibe. Freundschaft beruht auf einer unerlässlichen Bedingung: der gegenseitigen Achtung. Höflichkeit unterstreicht den Unterschied der Menschen und ist der Freundschaft an sich feind. Achtung des Freundes aber erlaubt und will des andern Wollen, ist klares Eingeständnis des vollen Werts des andern und des daraus folgernden Anspruchs auf Hilfe. Freundschaft ist nur möglich durch Vertrauen. Zwischen Freunden können Geheimnisse nicht besethen. Freunde sagen sich alles und verheimlichen sich nichts. Dieses gegenseitige Eröffnen des Seelengrundes, das ist das Vertrauen, worin und wodurch Bekanntschaft zu Freundschaft wird. Jeder kennt des andern Hoffnung auf Eröffnungen als Aeusserungen des Vertrauens, als Anrufung der der Hilfe auf dem Lebensweg: dafür sind sie Freunde. Und mögen sie auch schweigend nebeneinander hergehen, begreifen und stützen sie sich um nichts desto minder in dem, was jeder sein und werden möchte.

Liebe.

Klippenreicher ist die Analyse der Liebe als Form privater Beziehung. In der Liebe treten Elemente von uns in Erscheinung, die zu bezeichnen sind als Natur, Körper, Sache. Daneben tritt in Erscheinung das Gefühl. Die Liebe weist einen wesentlichen Zug von Egoismus auf, welcher der Freundschaft fehlt. Aber es ist ein Egoismus absonderlicher, seltener Art, ein Egoismus sozusagen von Zwei in Einem. Der Liebende findet sich wieder im Geliebten. Er bedarf des Geliebten, um zu sein, was er ist, um sein Leben zu leben. In der Hingabe an den Geliebten, in der Verschmelzung mit ihm entdeckt und bestärkt sich der

Liebende. Die Liebe kommt über den Liebenden wie eine Offenbarung seiner eigenen Person. Man möchte sagen, dass dank der Liebe der Liebende sich unverzüglich Rechenschaft gibt über sein eigenes Dasein. Er erwacht sozusagen aus dem Halbschlaf, in dem er sich bis anhin befunden. Seine Seele nimmt jetzt genaue, klare, lichte Formen an; sie erhält Umfang und Tiefe; sie teilt sich im Vorder- und Hintergründe, Winkel und Schlupfwinkel; ihre Regungen und Wünsche gliedern sich hierarchisch. Die Liebe organisiert die Seele, verteilt ihre Teile, anvertraut einem jeden seine Funktion und Mission, und vereinheitlicht sie bei aller Aufteilung: durch hierarchische Gliederung. Anderseits bereichert die Liebe, die das Gefühl der eignen Existenz erhöht, auch das Bild der Umwelt. Für den Liebenden gewinnt die Welt eine vorher ungeahnte Fülle und Vielheit. Und das begreift sich leicht. Denn wenn unser Leben die Beziehung zwischen einem Ich und einer Welt darstellt, so muss jede Belebung des Ichs gleichzeitig eine Belebung der Welt darstellen. Mit zartester Erfassung bemerkt dies der französische Dichter, der bei der Betrauerung der verlornen Liebe ausruft: „Un seul être me manque, et tout est dépeuplé".

Aber dieser Egoismus der Liebe, von dem wir sprechen, ist sehr besonderer und seltener Art, und zwar in solchem Masse, dass die Bezeichnung Egoismus für diese Nüance beinahe nicht mehr zutrifft. Nicht im entferntesten handelt es sich bei der Liebe um Unterwerfung eines Lebens durch ein anderes. Aber ebensowenig stellt die Liebe einen Parallelismus zweier sich stützender Lebensläufe dar, wie das der Fall ist bei der von Achtung und Vertrauen getragenen Freundschaft. Liebe stellt eher ein Zusammenfliessen zweier Lebensläufe dar, die sich vereinen aus dem Triebe zur Verschmelzung. Liebe drängt zur vollkommenen und restlosen Durchdringung der Liebenden. Freundschaft hält peinlich, respektvoll den Unterschied von Ich und Du aufrecht. Liebe aber will diese Zweiheit aufheben und ersetzen durch ein vollkommenes Eins-Sein. Für die Liebe gibt es keine Achtung, wie es für sie keine Zweiheit gibt: jedes findet sich im andern und das Sein eines jeden beruht im Sein des andern.

Das Ziel der Liebe ist also vollkommene Verschmelzung zweier Leben. Ihre Bedingung, das haben wir gesehen, kann

nicht Achtung sein. Was aber wäre sie? Es ist nicht leicht, dafür das rechte Wort zu finden, denn dasjenige, was dafür gebraucht wird, ist eben: Liebe. Mit dem Wort Liebe bezeichnet man in der Tat gebräuchlicherweise das Gefühl, welches die Liebenden begehren lässt, sich in ein einziges Wesen zu verschmelzen. Aber diese Ausdrucksweise nimmt den Teil für das Ganze. Denn das Gefühl ist nicht die Liebe, sondern nur ihre Bedingung. Liebe ist etwas mehr als dieses Gefühl, insofern sie eine Totalform des Lebens darstellt, die wie die Freundschaft ihr Ziel, ihre Bedingung und ihre Aeusserungen hat. Wir entbehren also ein Wort, das diese Bedingung des liebenden Verhaltens symbolisiert, dieses besondere Gefühl, das Liebende erfüllt. Ich schlage dafür vor das Wort „Zuneigung". Die Zuneigung zieht unbesieglich die Liebenden an sich, und zwar mit solcher Stärke, dass eins nicht leben kann ohne das andere. Aber abgesehen von dieser unbesieglichen Anziehung lebt in der Zuneigung der Liebenden ein wesentliches Element der Totalität und Exklusivität. Die Verschmelzung der Seelen und Leben, welche die Zuneigung gebieterisch will, ist gänzlich und ausschliesslich. Gänzlich, weil gerichtet auf alle Augenblicke, alle Umstände, alle Stofflichkeit. Es handelt sich wie um eine gegenseitige Aufsaugung zweier Leben, eine so vollkommene und restlose Gegenseitsdurchdringung, dass darob die Zweiheit der Zeiten und Räume wie die Unterscheidung des Ich und Du verschwindet. Jede Trennung, jedes Abseits, jede Abwesenheit wird in der Liebe als schmerzliche Minderung des eigenen Selbst, als eine Art Tod empfunden. Aber abgesehen davon, dass die Verschmelzung gänzlich zu sein begehrt, ist sie auch exklusiv. Die übrige Welt interessiert die Liebenden nur insofern, als sie die Liebe, diese lebendige Gemeinschaft, fördert. Alles, was die Liebenden zerstreut, scheint diesen augenblicklich als Störung, Hemmnis, Gegenstand von Schmerz und Klage. Die Eifersucht, mit Liebe untrennbar verbunden, wurzelt wesentlich darin. Da die Vereinigung der Seelen gänzlich und ausschliesslich zu sein begehrt, wird alles, was sie hindert, sogleich als Ablenkung, Verneinung, als Verrat empfunden. Der Liebende ist auf alles eifersüchtig, auf Sachen und Personen, auf Umstände und sogar auf Gedanken. Der Liebende besorgt, befürchtet immer das Auseinanderbrechen einer so gänzlichen und ausschliesslichen als

verwundbaren und zerstörbaren Vereinigung. Hier ruht der unausrottbare Keim der Tragödie jeder Liebe.

Ziel und Bedingung der Liebe setzten wir auseinander. Was nun noch fehlt, ist ihre Aeusserung. Dieselbe wird symbolisiert durch das eine Wort „Hingabe". Hingabe in der Liebe ist, was Vertrauen in der Freundschaft. Hingabe wie Vertrauen schliessen in sich völlige und gegenseitige Offenbarung der Seele. Aber der Liebesverkehr bezweckt Einswerdung, Aufhebung der Zweiheit, während die Freundschaft im Gegenteil auf Sein und Werden jedes Freundes ausgeht. Das erläutert den Qualitätsunterschied zwischen Vertrauen und Hingabe. Diese ist mehr passiv als aktiv, jenes ist mehr aktiv als passiv. Der Liebende lebt mit dem Geliebten, d. h. verschmelzt sein Leben mit dem des Geliebten. Es findet grundsätzlich keine Uebertragung von Gedanken und Gefühlen des Liebenden auf den Geliebten statt, sondern nur ein gemeinsames Denken und Fühlen. Liebende sagen sich nichts, geben sich nicht zu erkennen, sondern sind und leben eins im andern. Dieses Durchsichtig- und Offenkundig-werden des einen im andern nennt man Hingabe. Das Vertrauen der Freunde hingegen besteht mehr in einem gegenseitigen Handeln, als in einer gemeinsamen Leidenschaft. In der Freundschaft kredenzt einer dem andern, aber jeder trinkt aus seinem Glas. Die Liebenden dagegen löschen ihren Durst aus ein und derselben Schale.

Wer gewahrte nicht das tragische Urelement, das unweigerlich jeder Liebe lauert? Freundschaft ist ohne Zweifel selten, aber grundsätzlich möglich. Liebe dagegen will das Unmögliche und hegt in ihrem Schoss den unantastbaren Keim des Leides, der Tragödie. Denn die gänzliche und ausschliessliche Verschmelzung der Liebenden widerspricht von Grund aus dem Gesetz des Lebens. Das Leben ist individuell und die Person undurchdringlich. Die Ueberwindung der Ich-Du-Zweiheit, wovon die Liebenden träumen, bestimmt ohne Zweifel ihr Tun und Lassen; aber sie bedeutet gleichzeitig ein Ziel, welches zu erreichen die Bedingtheit alles menschlichen Lebens auf keine Weise gestattet. Liebe als Lebensform ist etwas, das die Liebenden begehren, aber niemals erreichen. Immer scheint ihnen die Durchdringung mangelhaft, immer scheint ihnen der Einklang ungewiss und ungenügend. Auf dem Grund aller Liebe regt sich die Unruhe,

die Angst. Selbst im Augenblick ruhevollsten Friedens wacht des Geliebten Seele über dem Schlag der Uhr, schwankend zwischen der Gewissheit, die er nicht erreicht, und dem Zweifel, der ihn nie ganz loslässt. Das konsequente Finale jeder authentischen Liebe müsste daher gemeinsamer Selbstmord sein — als einzige Möglichkeit, wenigstens im Nichts des Todes jene vollkommene Verschmelzung zu erreichen, die das Leben uns versagt. Aus diesem Grund tritt wahre Liebe selten auf, verwirklicht sich niemals vollkommen und endet unweigerlich immer tragisch.

Der Liebende ermüdet nie, zu erproben, ob er wirklich geliebt werde. Seine Frage, immer wiederholt, erhält stets dieselbe Antwort; und trotzdem stellt er sie unermüdlich wieder. Warum? Auf dem Grund der wiederholten Frage brütet eine Unruhe, eine unbehebbare Angst. Der Liebende ahnt schmerzlich, dass sein Begehren einen Traum darstellt, dem keine Verwirklichung beschieden ist; so oft er die vollkommene Verschmelzung mit dem Geliebten erreicht zu haben glaubt, so oft springt aus seiner Seele der Zweifel und die Ungewissheit auf. Ist es wahr? Ja, Nein — Das zählende Zerpflücken der Marguerite ist die ewig tragische Beschäftigung, mit der authentisch Liebende ihre Leidenschaft bezeugen.

Der Liebende ist nie zufrieden weder mit sich selbst, noch mit dem Geliebten. Immer glaubt er, weniger zu geben, als seine Zuneigung fordert, und immer glaubt er, weniger zu erhalten, als seine Zuneigung verdient. Diese Unzufriedenheit nimmt zu, wenn er bemerkt (oder zu bemerken glaubt), dass der Geliebte, wie nur folgerichtig, sie seinerseits auch fühlt. Aber erst recht nimmt sie zu, wenn er bemerkt (oder zu bemerken glaubt), dass der Geliebte sie nicht fühlt, weil er dann dazu neigt, den Beweis mangelnder Liebe für erbracht anzusehen. Dergestalt, dass in jedem Fall und immerzu die Seele des Liebenden von einem unerbittlichen Konflikt bedroht ist. Das Gefühl, in Schuld zu stehen gegenüber dem Geliebten wechselt ständig mit dem andern, mehr zu verdienen, als man wirklich erhält. Beteuerungen folgen auf Vorwürfe, und eine endlose Reihe von Zerwürfnissen, unterbrochen von ebensoviel entzückten Friedensschlüssen, stellt die ewige Peripetie der Zuneigung in der Liebe dar. Die Liebenden, die ihre Seelen zu verschmelzen begehren, kämpfen einen verlornen Kampf.

Ja, die Liebe hat etwas von einem Krieg, von einem paradoxen Krieg, in welchem die Liebenden zugleich die Feinde und Verbündeten darstellen. Feinde, weil jeder die Auslöschung des andern will. Verbündete, weil jeder ausgelöscht sein will. Das aber ist unmöglich zufolge der Undurchdringlichkeit der lebendigen Individualität. Die Liebenden stossen stets zusammen bei dem Versuche, sich in ein einziges Wesen zu verschmelzen. In der Liebe können wir nicht leben eins o h n e das andere, aber ebensowenig können wir leben m i t dem andern in jener angeforderten Identifikation. Das ist die Tragödie, unter der jede Liebe zittert. Das ist das Gefühl kosmischer Zauberei, Schickung Fatalität, die in dieser oder jener Form ewig die Liebenden heimsucht.

Einsamkeit.

Die Einsamkeit ist die vollkommenste Form des privaten Lebens. Ihr Ziel ist die Rettung, ihre Bedingung das Insichsein, ihre Praxis die Beichte. Die Einsamkeit beruht nicht auf dem Alleinsein, sondern dem Alleinbleiben. Es gibt eine passive Einsamkeit, die zufällig eintritt, wenn wir von den Menschen verlassen werden. Und es gibt eine aktive Einsamkeit, die wir uns selber schaffen, indem wir die Menschen verlassen. Die passive Einsamkeit überfällt und überwältigt den Menschen, überlässt ihn sich, lässt ihn mit sich allein, so dass er mit sich und für sich leben muss, ohne dass er in seiner Angst wüsste, was nun tun. Furchtbare, unerträgliche Lage! Das ist das Nichts, drohend und gegenwärtig, endlos und greifbar. Unser Leben, über diesem Abgrund hängend, ruft um Hilfe, sucht einen Halt, schreit nach etwas oder jemanden, um sich daran zu klammern, um weiter leben zu können. In solchen Augenblicken ergibt sich klar, dass Zusammenleben für uns nötig ist, dass unser Leben, um zu leben, sich auf andere Leben stützen muss. Diese andern Leben treten mit dem unsern in Berührung nicht „direkt", sondern indirekt, nämlich vermittelst gegenseitigen Verkehrs, der, wie wir sahen, privat sein kann: wenn die authentische Persönlichkeit mitspricht — oder öffentlich, wenn ins Spiel eintreten äusserliche, gemeinsame, soziale Elemente, die an sich so real wie die individuellen, aber von andrer, kollektiver Ordnung sind.

Aber wenn das Zusammenleben für das Leben, jedes Leben nötig ist, so erfordert nicht minder die Originalität jedes Lebens, dass die Person von sich weiss, sich kennt. Was wir als aktive Einsamkeit bezeichnen, ist nicht schreckhaft und nicht schrecklich, sondern gegenteils beruhigend und fruchtbar. Sie ist das Gegenteil der passiven Einsamkeit. Sie ist genau das, was wir selber suchen und brauchen, um unsern Herzschlag zu hören, um uns selbst zu kennen, um unser authentisches Sein zu entdecken, das Sein, das wir zu sein uns vorgenommen haben. Diese aktive Einsamkeit (oder Einsamkeit schlechthin) unterbricht die Beziehungen unseres Lebens, um es selber zu verjüngen und erfrischen an den ursprünglichen Quellen der lebendigen Person. Ihre wesentliche Bedingung ist das Insichsein. Die passive Einsamkeit, die wider uns über uns kommt, erschreckt die Seele, weil sie dieselbe dem Nichts gegenüberstellt. Die aktive Einsamkeit aber, die wir uns selber auferlegen, stellt die Seele vor das Sein. Das Insichsein verlangt Hinuntersteigen in die eigne Seele, Fahndung nach unserm eignen wahren Sein, oder, wie der zutreffende religiöse Ausdruck lautet: Gewissensforschung. Das Insichsein zerfällt in zwei Momente. Im ersten überblicken wir unsre gegenwärtige und vergangene Person; es ist der Moment der Objektivität, da wir uns selbst, unser eignes Leben als etwas betrachten, das bereits in der Welt als eine objektive Realität existiert. Aber diese Objektivität ist sehr besondrer, ja einziger Art: sozusagen eine interne Objektivität, die jedem ausser mir unzugänglich bleibt. Im zweiten Moment stellen wir diese unsre objektive Persönlichkeit der vorgenommenen gegenüber, der Person, die wir haben sein wollen und noch sein möchten. Die zwei Momente verlaufen nicht durchaus nach-, sondern eher nebeneinander. Der Insichseiende zieht die Bilanz seines gelebten Lebens und stellt zugleich abermals, zum tausendsten mal, das Programm seines künftigen Lebens auf. Deshalb schöpfen wir in der Einsamkeit sozusagen neue Lebenskräfte, weil wir die Illusion erneuern im selben Augenblick, da wir melancholisch feststellen, worin wir gescheitert sind. Diese Gegenüberstellung von gelebtem und geplantem Leben verschafft uns die absolute Gegenwart unserer authentischen Person. Darum sagte ich, die Einsamkeit sei die vollkommenste Form des privaten Lebens. Das Insichsein des Einsamen entzieht ihn völ-

lig den allgemeinen sozialen Meinungen und Realitäten, um ihn seinem reinen Ich zu überantworten.

Die eigentliche Tätigkeit des Einsamen ist also Beichte. In der Einsamkeit entdecken wir, was wir sind und wer wir sind, indem wir das, was wir getan, mit dem vergleichen, was wir wollten und noch wollen. Die Nichtentsprechung zwischen dem geplanten und gelebten Leben stellt die Sünde dar. Die Sünde, das ist der Verrat, den wir an unserm eignen wahren Ich begehen! Aber um ein Bewusstsein der Sünde zu erlangen, ist nötig, dass wir uns klar über uns werden, und zwar in doppelter Beziehung: darüber, was wir jetzt sind und darüber, was wir sein möchten. Diesen Dienst leistet aber das Insichsein in der Einsamkeit. Die Aeusserungsform, sozusagen die Praxis der Einsamkeit besteht in nichts anderem als diesem Zu-sich-selber-sagen was man ist und was man sein möchte: in der Beichte. Nun begreift man klar den Unterschied von Vertrauen, Hingabe und Beichte als den drei Aeusserungen der Freundschaft, der Liebe und der Einsamkeit. Alle drei beruhen in einer Offenbarung der Seele: im Vertrauen des Freundes zum Freunde, um Stütze und Hilfe zu erlangen in der Verrichtung des Lebens; in der Hingabe des Liebenden an den Geliebten, um aus den Leben beider ein einziges zu machen; und in der Beichte der Einsamen vor sich selber, um sein Leben der Rettung zuzusteuern.

Denn in der Tat, das eigentliche Ziel der Einsamkeit ist Rettung. Der Begriff der Rettung schliesst ohne Zweifel die Idee einer Gefahr mit nachfolgender Ueberwindung derselben in sich. Sich retten heisst also sich vor etwas retten. Wovor? Hier stossen wir auf tiefsinnige und weitschichtige Probleme, auf die wir nur in Andeutungen eingehen können. Unser menschliches Leben unterscheidet sich grundsätzlich von dem des Tieres, indem der Mensch des Menschen Leben macht, das tierische Leben aber ein Werk der Natur ist. Der Mensch lebt im vollen Sinn des Wortes; er ist Herr, besser gesagt Autor seines eigenen Geschicks; er ist frei. Das Leben des Tieres dagegen ist wesentlich passiv, stellt das Resultat natürlicher Gegebenheiten dar. Man könnte auch sagen: der Mensch lebt, das Tier wird gelebt. Ebenso, ja noch besser, könnte man sagen: das Tier ist Natur, der Mensch ist Kultur. Die Rettung aber ist nichts an-

deres als die Ueberwindung der Natur in und um uns. Die Gefahr, deren Idee im Begriff der Rettung eingeschlossen ist, die Gefahr, aus der uns die Rettung rettet, ist die Gefahr, „Natur zu sein". Der Mensch rettet sich davor, Natur, Sache zu sein, indem er sich als Person konstituiert, d. h. aus sich heraus sein Sein und Wesen holt, statt wie das Tier einen natürlichen generellen Typus darzustellen. Diese Anstrengung, über und vermöge der Natur ein originales, höheres, auf die Natur nicht mehr zurückführbares neues Wesen zu gestalten, nennen wir Kultur. Es gibt aber zwei Arten der menschlichen Rettung: eine tiefere und eine höhere. Die erste besteht in einer Gruppenhandlung von Menschen, die zusammen leben, um sich zu retten, d. h. um nicht Natur zu werden, um sich eine eigne Lebensform, eine Kultur zu schaffen. Diese erste Art der Rettung stellt für jeden von uns eine unentbehrliche Grundlage dar: auf ihr treten wir in die Welt des Menschlichen ein, sind wir Menschen, d. h. etwas mehr als reine Natur. Was wir Erziehung nennen, besteht in der Eingliederung unserer Individualität in Art und Weise einer Zeit und eines Ortes der Geschichte. Aber ausser dieses Beitritts zur Kultur unsrer Zeit und unsres Ortes; ausser dieser ersten Rettung, welche uns einführt in die neue Dimension des Menschlichen, des Nicht-Natürlichen, besteht eine zweite und höhere, unsere individuellste und eigenste Rettung. In der Tat kommt die Kollektiv-Kultur, in der wir leben, wie eine zweite Natur zustande. Sie bedeutet ohne Zweifel Rettung, Ueberwindung der Natur. Aber das geschah nicht ohne Kraftverlust, nicht ohne Verwandlung in eine Massensache. Da muss sich dann die zweite, authentische und höchste Rettung einstellen. Das Wort Mensch enthält unendlich vielfachen Sinn. Jede Epoche und jeder Ort verwirklichen, mehr oder weniger vollkommen, eine der Möglichkeiten. Aber sie verwirklichen sie typisch und generell. Jedes mittlere Individuum repräsentiert den menschlichen Typus, den eine Zeit und ein Ort vorziehen. Aber innerhalb dieser historischen Bestimmtheit des Menschen einer Zeit und eines Ortes, woran notwendigerweise Jeder Anteil hat, bestehen noch unendlich viele Möglichkeiten originaler Varietät. Jedes Individuum verwirklicht eine solche mehr oder weniger vollkommen. Und die individuelle Rettung besteht geradezu darin: dass Einer die Linie finde seines authentischen Ge-

schicks, dass Einer radikal er sei, dass Einer den Ruf seines Inneren verstehe und befolge, und alles dies auf der Plattform der Kultur, in der er aufwächst.

Rettung finden wir vor allem in der Einsamkeit, deren Bedingung das Insichsein, deren Praxis die Beichte ist. Die aktive Einsamkeit, die wir aufsuchen, um uns zu retten, um zu sein, wer wir in Wahrheit sind, versetzt uns unmittelbar in die Gegenwart unserer Person. In der Einsamkeit gipfelt die Form des Lebens, die wir die private nannten; denn in ihr verschwindet alle Natur, alles Statische, Mechanische, samt jener Pseudo-Natur des Sozialen und Kollektiven, auf dass wir uns entdecken als was wir letztlich sind: reine Kraft des Seins, reine schöpferische Tätigkeit, reine Freiheit.

Einbruch der Oeffentlichkeit in das Privatleben.

Zwischen den beiden Polen der vollkommenen Oeffentlichkeit und der vollkommenen Einsamkeit oszilliert, wie wir gesehen haben, unser Leben. Dergestalt, dass man sehr wohl ein Individuum, eine Epoche bestimmen, schildern könnte nach dem Verhältnis, in welchem sie öffentliches und privates Leben mischen. Es gibt Leute, die beinahe völlig in der Oeffentlichkeit leben; sie besitzen beinahe keine eigene Persönlichkeit; sie nähren sich von Gemeinplätzen bis in die Einsamkeit — die sie folgerichtig fliehen. Andre Menschen hinwiederum verbergen sorglich ihr Innerstes, es nur mitteilend ihren seltnen Freunden, dem Geliebten, sich selber in einsamer Beichte. Das Nämliche ereignet sich in der Geschichte. Es gibt Epochen, in denen das private Leben vorwiegt oder wenigstens sich deutlich kundgibt. Andre Epochen dagegen kennen einen wahren Einbruch des öffentlichen in das private Leben, dem in seiner Geschwächtheit nur noch ein paar ärmlich verborgene Beziehungen verbleiben. Unsere Zeit stellt eine der Epochen dar, da Oeffentlichkeit, Allgemeinheit, Masse sich in jedes Leben einmischen und beinahe oder völlig jede private Lebensform ausmerzen. Es wäre interessant, dieses Vordringen, diesen Einbruch der Oeffentlichkeit in die privaten Beziehungen zu studieren. Welche Wirkungen übt die wachsende Veröffentlichung auf die Formen des privaten Lebens aus? Ich wage in aller Kürze einige Betrachtungen über dieses anziehende Thema.

Die Wirkungen der Oeffentlichkeit auf das Privatleben teilen sich, scheint mir, in zwei Gruppen. Es gibt private Beziehungen, die ihrem Wesen nach nur privat sein können: die werden durch die einbrechende Oeffentlichkeit gefälscht. Andere private Beziehungen können tatsächlich, müssen aber ihrem Wesen nach keine solchen sein: die werden durch die einbrechende Oeffentlichkeit annulliert. Privatbeziehungen, die nichts anderes als solche sein können, da in ihnen die volle authentische Persönlichkeit auftreten muss, sind Freundschaft, Liebe, Einsamkeit. Diese kann die Oeffentlichkeit weder entkräften noch vernichten, aber dafür fälschen. Diese Beziehungen bestehen dann zwar weiter, aber nur gefälscht, illegal, angefressen von einem innersten Betrug. Andere Privatbeziehungen, in denen aber die Persönlichkeit nicht notwendigerweise eine Rolle spielt, verlieren beim Einbruch der Oeffentlichkeit ihren persönlichen Charakter und werden zu einem einfachen öffentlichen Verkehr. Sehr interessant wäre die genaue Untersuchung einstmals privater Lebensformen, die unter dem Gewicht nachmaliger Oeffentlichkeit den privaten mit dem öffentlichen Charakter vertauschten. Mit äusserster Kürze nennen wir ein paar besonders notorische Fälle. Die vollkommene Mechanisierung der Industrie hat unsere Gebrauchsgegenstände typisiert: Kleider, Möbel, Wandschmuck, Bücher, die alle der besondern Gestaltung entkleidet, uns nur noch in der Form des allgemeinen Schemas vertraut sind. Dadurch wurde unweigerlich auch der individuelle Geschmack typisiert. Dem Einheitsgegenstand entspricht die Einheitsperson, die ihn gebraucht. In diesen Fällen drang die Oeffentlichkeit in den Privatbezirk ein, den sie sprengte, indem sie an die Herdstelle den Marktplatz setzte. Aber es gibt andre Fälle, wo die Oeffentlichkeit sich umgekehrt auswirkt, indem sie das Private aus seinem Verhau heraus auf den Marktplatz schleift. Das begegnete der Kunst und dem sogenannten gesellschaftlichen Leben. Das Museum ist ein beredtes Beispiel von Veröffentlichung. Eine Anzahl Gegenstände, Kunstwerke, Bilder, Statuen, die ursprünglich ihren Herrn, ihren Besitzer und ihr Heim besassen, die ehemals die Atmosphäre eines Menschen ausmachten, werden jetzt den Blicken aller, d. h. niemandes ausgesetzt, werden entpersönlicht und von ihrem authentischen Leben losgelöst. Die Künstler arbeiten schon nicht mehr

für einen Menschen, sondern für irgend Jemanden, und stellen ihre Werke öffentlich aus, damit sie irgend Jemand kaufe. Die Musiker spielen ihre Partituren nicht mehr in der Intimität eines Hauses oder eines Hofes, sondern in ungeheuren Sälen, wo die Masse ihren vulgären, mediokren Ton angibt. Die gesellschaftlichen Veranstaltungen finden schon nicht mehr in den Privathäusern statt, sondern im Palace, Tee-Room, Dancing und Café. Ja man ist schon daran, das Symbol des Vorstellens preiszugeben, das nicht benötigt wird, wenn der junge Herr die junge Dame zum Tanz auffordert. Eine ganze Menge Handlungen und Beziehungen, die vorher zum Bereiche der Privatklausur gehörten, sind unter den freien Himmel der Oeffentlichkeit verpflanzt worden und haben dergestalt aufgehört, Manifestationen des Privatlebens zu sein.

Drei weitere Beispiele mögen diese Verwandlung privater in öffentliche Beziehungen verdeutlichen. Das erste betrifft das Verhältnis von Meister und Arbeiter. Die wirtschaftliche und soziale Entwicklung, die man als Kapitalismus zusammenfasst, hat jene ursprüngliche Bindung in einen lediglich gesetzlichen Kontrakt, in eine ganz unpersönliche Beziehung verwandelt. Es ist bezeichnend, dass dabei die alten Ausdrücke Meister, Handwerker, Lehrling und selbst Arbeiter durch den typisch öffentlichen des Proletariats abgelöst wurden. Das zweite Beispiel, ein besondrer Fall des vorigen, betrifft die häuslichen Beziehungen, angefangen bei derjenigen zwischen Gesinde und Herrschaft und geendigt bei derjenigen zwischen Eltern, Kindern und Geschwistern. Diese Beziehungen haben in einigen Ländern bereits öffentlichen Charakter angenommen, im unsern sind wir auf dem Weg dazu. Ich glaube nicht, dass die Behauptung übertrieben sei, der häusliche Herd werde zusehends von der Oeffentlichkeit überflutet und das lebendig Persönliche in ihm durch das Juristische verdrängt. Das dritte Beispiel schliesslich, das ich anführen möchte, betrifft das Verhältnis von Lehrer und Schüler. Diese Beziehung ist längst oberflächlich, beruflich, öffentlich geworden. Lehrer und Schüler kennen sich längst nicht mehr, wie es dem Privatleben zukommt. Die Schulen wurden gross und grösser, und mehr und mehr ward auch hier durch den Wellenschlag der Menge weggeschwemmt, was persönlich war, bis aus dem Zusammenleben reine Wissensvermitt-

wurde, ohne den geringsten Rest gegenseitiger seelischer Durchdringung — von seltenen Ausnahmen abgesehen, in denen die die Beziehung die magistrale Note einzubüssen und in offene Freundschaft überzugehen pflegt.

Freundschaft, Liebe, Einsamkeit, grundsätzlich private Lebensformen, können durch den Einbruch der Oeffentlichkeit nicht ausgemerzt, dafür aber in ihrem Eigentlichsten verfälscht werden. Sie sehen zwar gleich aus wie bisher, aber den seelenhaften Kern suchen wir nun umsonst in ihnen. Wir können uns hier nicht verbreiten in der Analyse der Bastardformen der Freundschaft, Liebe, Einsamkeit. Wir müssen uns begnügen mit der Aufzählung der Abweichungen, die in diesen Bastardformen Ziel, Bedingung, Praxis aufweisen. Das Ziel der Freundschaft, die lebendigere Zusammenarbeit zweier Menschen, fälscht sich zu einem stillschweigenden Kontrakt; das Vertrauen verwandelt sich in anspruchsvolle Erwartung; die Achtung entartet zu schlecht verhüllter Schmeichelei: aus Freundschaft wird „Politik". Das Ziel der Liebe, die Verschmelzung zweier Leben zu einem einzigen, fälscht sich zu einem Schleier über begehrlichem Genuss; die Hingabe entartet in Zynismus und die Zuneigung in Laune: aus Liebe wird „Erotik". Das Ziel der Einsamkeit, die Rettung, fälscht sich in eitle Starrheit; die Beichte entartet in Ablehnung und das Insichsein in Verlassenheit: aus Einsamkeit wird „Vereinsamung".

Wir endigen. Zahlreich und wichtig sind die Folgerungen, die sich aus unsrer raschen Uebersicht über das Privatleben ergaben, Folgerungen, die zu ziehen künftigen Arbeiten vorbehalten bleiben mag. Hier zeigen wir nur noch den Irrtum an, den die begehren, welche die Lebenskraft einer Kultur nach ihrem äussern Anblick beurteilen. Der schöpferische Quell der menschlichen Kultur sprudelt im Innern des Individuums, in der Einsamkeit der Person, im Privatleben. Die öffentlichen Beziehungen sind immer solche von Sachen und mit Sachen; sind Natur oder beinahe Natur, d. h. etwas, das überwunden werden muss bei Strafe der Erschöpfung, die immer Niedergang bedeutet. Vorherrschaft der Oeffentlichkeit, der Allgemeinheit, der Masse bedeutet Hemmung und Verlangsamung der Rettung. Klagen über ungleiche Masstäbe und feurige Anrufungen der Weltgerechtigkeit ändern nichts. Gerade die politische Betäti-

gung, die den heutigen Menschen nahezu auffrisst, ist untrügliches Zeichen eines sehr gefährlichen Zustandes der Gemüter, die alles Heil von aussen erwarten, statt entschlossen es persönlich zu erkämpfen. Das Kollektive, Soziale, Politische, Alle und Niemand, mit einem Wort die Oeffentlichkeit stellen nie ein Ziel in sich für unsere Tätigkeit dar, sondern nur Mittel und Grundlage, worauf und wodurch das reale, d. h. individuelle Leben sich aufbaut. Wenn die Menschen wieder müde werden, extravertiert zu leben und wieder anfangen, das öffentliche Leben in den Dienst des privaten zu stellen, dann wird in Wahrheit ein neuer Abschnitt unserer Geschichte anheben.

Nach dem Original in Nr. 139 und 140 der Revista de Occidente.
Deutsch von Fritz Ernst.